

zeitkritischer Absicht gegen den ahistorischen Idealismus der herrschenden geschichtsphilosophischen klassizistischen Antike-Begeisterung von Herder, Schiller, Moritz und Goethe bis zu Humboldt und den Brüdern Schlegel gerichtet ist. Daß Herder vor allem um 1800 (also längst nicht mehr der Herder der *Plastik* von 1770/78) nicht in diese Reihe gehört, ist ein Beispiel für zahlreiche fragwürdige Behauptungen vor allem im 3., dem wissenschaftsgeschichtlichen Kapitel, dessen Horizont deutlich zu eng ausfällt. Das zeigt sich auch im Umgang mit so voraussetzungsstarken Begriffen wie Historismus, Hermeneutik, Idealismus usw., mit denen es sich der Verfasser doch zu einfach macht. Die publizistische Plattform für Wielands Programm ist die Zeitschrift *Das Attische Museum* (1797-1803; das *Neue Attische Museum* wird 1805/06 und 1808-11 von anderen fortgeführt), in der er seine philologischen Arbeiten, vor allem seine Übersetzungen aus dem Griechischen, erscheinen läßt. Cölln erschließt daraus Wielands historiographiekritische und »hermeneutische« Prinzipien. Die Arbeiten des *Attischen Museums* sind das philologische, vor allem das übersetzungspraktische Gegenstück zu den Intentionen eines »historischen Realismus« im späteren Roman *Aristipp*. Beide Projekte folgen den gleichen methodischen Grundsätzen. Im 4. Kapitel wird folgerichtig zu zeigen versucht, wie die »philologische Methode« samt der in sie eingegangenen Motive der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft und Hermeneutik im Roman in eine entsprechende »ästhetische Form« umgesetzt wird.

4. Die Untersuchung der bisher nirgends behandelten Beiträge Wielands zum *Attischen Museum*, ihre Rückbeziehung auf die Kontexte der zeitgenössischen Philologie, Hermeneutik und Historiographie sowie überhaupt die Hervorhebung der Arbeiten des Dichters zur griechischen Antike, die bis heute viel zu wenig beachtet und zuletzt noch einmal durch Fuhrmann gegenüber dem Interesse für die lateinische Antike an den Rand gedrängt wurden, sind neben der intensiven Analyse der »Leitthemen« des Romans im 2. Kapitel die unbestreitbaren Leistungen dieser Arbeit. Dazu ist auch der Versuch zu zählen, ein neues Abgrenzungskriterium für das Spätwerk und überhaupt ein ganz neues Verständnis dafür zu begründen mit der These von der längerfristigen, über die Tagespublizistik im *Teutschen Merkur* hinausreichenden Bedeutung der Revolution, die »eine explosiv verstärkte Beschäftigung mit der Antike« (12) und vor allem einen anderen, quasi kritisch-wissenschaftlich und hermeneutisch gerichteten Umgang damit und zudem mit einer anderen Antike nach sich gezogen habe. Doch beginnen hier auch die Zweifel. Das frühere bzw. mittlere Werk in Biberach, Erfurt und Weimar (um vom Jugendwerk in Tübingen und der Schweiz gar nicht zu reden), von den 60ern und 70ern bis Mitte der 90er Jahre, immerhin die Basis seiner beträchtlichen Erfolge als Schriftsteller, rücken von dieser Konzeption des Spätwerks aus gesehen in eine so weite Ferne, daß man gelegentlich gar keine Verbindungen mehr wahrnimmt. Aber das widerspricht ganz unserer Kenntnis von Wielands Arbeitsweise, die auch eine Reihe beständig festgehaltener »Lebens Themen« kennt und der überraschende Brüche und Neuansätze ziemlich fremd sind, und es steht vor allem gegen eine Fülle von Textbefunden auch im *Aristipp*, die der Verfasser zum Teil selbst zitiert. Sie können als Fortführung jener Schreibweise der ironischen Skepsis und satirischen Kritik im Medium antiker Geschichten und Figuren gelesen werden, die bis in das unausgeführte Projekt eines satirisch-burlesken Lukian-Romans der 50er Jahre und natürlich auf *Musarion*, *Agathon*, den wundervollen *Diogenes*-Roman von 1770 und die *Abderiten* zurückreicht, im übrigen alles Schauplätze und Stoffe aus der Welt der (spät)griechischen Antike. Hinzu kommen altbekannte typische Figuren, die man aus früheren Werken kennt und die, natürlich modifiziert, dem Leser im *Aristipp* wiederbegegnen wie etwa die Hetäre Lais. Die Dame wird von Cölln leider kaum beachtet, anders als bei seinem Mäzen Reemtsma<sup>11</sup>, dessen *Aristipp*-Monographie er fleißig benutzt. Noch sinnfälliger werden die Brücken zum früheren Werk, wenn man sogar Figuren mit gleichen Namen

wiederbegegnen wie z. B. dem Eurybates aus dem *Diogenes*, dessen Namen nun einer der athenischen Freunde und Gesprächspartner Aristipps trägt (vgl. 67, Fußn. 55). Probleme wirft auch Cöllns These der »Entlarvung« auf, wonach Wieland das politisch-aufklärerische Engagement seiner Revolutionspublizistik in den späten 90er Jahren neu ausrichtet – jetzt auf das Feld der Auseinandersetzungen mit dem Klassizismus – und sogar intensiviert. Auch diese Behauptung ist darauf angewiesen, daß die weitgehende Abkoppelung des neu konzipierten Spätwerks einleuchtet. Der alte Ironiker als ernsthaft aufklärerischer Pädagoge? Dazu paßt auch, daß der Verfasser sich nur schwach von der älteren, aber offensichtlich zählebigen Annahme, Wieland habe geschichtsphilosophisch gedacht, zu distanzieren vermag (13, 16, 262ff.), eine, wie er auch selbst weiß, längst widerlegte These<sup>12</sup>, und was er dazu zu sagen hat, ist ein Beispiel für zahlreiche Halbheiten und Unschärfen in dieser Untersuchung. Wieland erscheint auf diese Weise unversehens in der Beleuchtung, in die ein Teil der germanistischen Aufklärungsforschung der 70er Jahre den Mitleidsdramaturgen Lessing versetzt hatte. Während die moralistisch-pädagogische Penetranz dieser Projektion in den Lessingstudien inzwischen verflogen ist, soll nun Wieland noch nachträglich zum Pädagogen des aufklärerischen Biedersinns stilisiert werden? Nein, eine solche Rehabilitation des Außenseiters möchte man sich doch nicht wünschen. Viele solcher Fragen, von denen hier nur die dringlichsten zur Sprache kommen konnten, ergeben sich daraus, daß der Verfasser auf eine Auseinandersetzung mit entgegenstehenden Argumenten und Forschungspositionen, von kurzen einleitenden Bemerkungen und wenigen Fußnoten abgesehen, weitgehend verzichtet. Das kommt der Wahrnehmung der gedanklichen Architektur seiner Darstellung natürlich entgegen, es vermindert aber deutlich deren Plausibilität, weil zu viele Fragen nicht gestellt werden bzw. unbeantwortet bleiben. Große Teile der einschlägigen Forschungsdiskussion treten überhaupt nicht in Erscheinung, und es ist leider typisch, daß einer der für die Fragestellungen des Verfassers unmittelbar relevantesten, wenngleich zunächst schwer damit zu vereinbarenden Beiträge, Hans-Heinrich Reuters Studie über Wielands Kommentare zu seinen Horazübersetzungen<sup>13</sup>, nicht einmal im Literaturverzeichnis erscheint. Trotz dieser Einwände und Fragen eine innovative Arbeit mit einem großen Reformulierungspotential, von dem man sich wünscht, es möchte in naher Zukunft in einer Reihe von Einzelstudien weiter genutzt werden.

Herbert Jaumann, Greifswald

ULRICH BRIELER: *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*. Köln: Böhlau 1998 (= *Beiträge zur Geschichtskultur*, 14), 664 S.

Michel Foucault hat als Philosoph historisch gearbeitet und in großen Synthesen die europäische Geistes- und Kulturgeschichte umzuschreiben versucht. Noch im Jahr seines Todes 1984 erschienen die beiden Bände der *Geschichte der Sexualität*, die sich mit klassisch-griechischen und mit hellenistischen Ethiken beschäftigen, nachdem ihr Autor seit 1961 umfangreiche Studien zur Geschichte des Wahnsinns, der Medizin, der Humanwissenschaften und des Strafsystems vorgelegt hatte. Was unter Philosophen immer mühevoll gerechtfertigt wird, nämlich daß Kollege Foucault Umwege einschlug und Archive traktierte, bevor er mit Thesen zur abendländischen Rationalität aufwartete, das hat unlängst ein Historiker als etwas Selbstverständliches vorgeführt. In Ulrich

12 Zur Frage der Geschichtsphilosophie bei Wieland vgl. Verf.: in *Wieland. Epoche – Werk – Wirkung* (= Anm. 1), 87, 206.

13 Hans-Heinrich Reuter: »Die Philologie der Grazien. Wielands Selbstbildnis in seinen Kommentaren der Episteln und Satiren des Horaz« [1967]. Abgedr. in: *Christoph Martin Wieland*. Hg. Hansjörg Schelle. Darmstadt 1981, 251-306.

11 Vgl. Jan Philipp Reemtsma: *Das Buch vom Ich. Christoph Martin Wielands Aristipp und einige seiner Zeitgenossen*. Zürich 1993, 4. Kap.: »Lais«.



Brieler monumentaler Studie findet sich Foucaults Denkweg als Forschungsweg beschrieben, als historiographische Praxis. Das ist auch unter Historikern eine noch ungewohnte Akzeptanz. Die Gliederung bereits offenbart die Tugenden dieser unerschrockenen Rekonstruktion eines ›historischen Denkens‹: Sie geht chronologisch vor, nimmt alle Teile des Foucaultschen Werkes in Betracht und setzt mit einer Grobgliederung in drei Teile einen deutlichen Akzent auf die Zeit nach 1968: gut 200 Seiten behandeln Foucault vor 1968, gut 300 Seiten den Archäologen und Genealogen in der Phase seiner stärksten Reflexivität zwischen 1968 und 1976, die restlichen gut 100 Seiten sind dem Spätwerk und einem Fazit gewidmet. 30 Seiten Bibliographie runden diese umfassende Einführung ab.

Brieler geht es um »die argumentative Matrix der jeweiligen historischen Erzählung« in Foucaults Werken (6), ausgehend davon, daß historische Arbeit Geschichte überhaupt darstellt, ja Geschichtlichkeit artikuliert und reflektiert. Wenn solche Sensibilität für Theorie unter Historikern gemeinhin schon ans Philosophische grenzt, ist Brieler noch radikaler und politischer: Er assoziiert Geschichtsdenken mit der »sozialen Öffnung« der Diskurse »auf ihre gesellschaftlichen Funktionen hin« (233) und findet in Foucault den paradigmatischen Historiker, der vergangene Transformationsprozesse beschreibt und zugleich diese auf die Transformationen der gegenwärtigen Gesellschaft – letztlich seiner eigenen – bezieht. Foucault tritt uns hier also nicht als Negierer des Subjektiven oder Individuellen entgegen (Manfred Frank), nicht als anarchistischer Machtdenker (Jürgen Habermas) oder als drogenseliger Selbsterfahrungsprojektionist (James Miller), sondern als reflektierter Historiker, der in der Konstruktivität seiner Erzählungen deren Funktion sieht. ›Historizität‹ benennt für Brieler doppeldeutig sowohl den Anspruch Foucaults auf historische Erkenntnis als auch die historische Gebundenheit eben dieses Anspruchs.

Bei Brieler werden vor allem die großen Werke Foucaults bis in ihre innere Struktur als Entdeckungs- und Reflexionsprozesse analysiert und auf das hin, was in diesem doppelten Sinn ›Historizität‹ heißt, ausgelegt. So gibt die Studie über *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961) die Geschichte der Vernunft und der Unvernunft zugleich. Sie ist eine Geschichte der Ausgrenzung des Wahnsinns aus dem Bereich des Vernünftigen, aber auch eine Geschichte des Entstehens von Wahnsinn und Vernunft. Internierung und Vernunftdiskurs decken sich im 18. Jahrhundert (das Zeitalter der Aufklärung, das bei Foucault das ›klassische Zeitalter‹ genannt wird) eben nicht, vielmehr wird die Internierungspraxis weder als abhängig von noch als widerständig gegen die Theorie entdeckt, sondern als auf komplizierte Weise parallel mit ihr. Historizität ist hier die uneinholbare Dimension des Draußen des Denkens, das eine menschliche Praxis begleitet, aber weder lenkt noch revolutioniert.

Die Arbeit zur *Die Geburt der Klinik* (1963) zeichnet den Prozeß nach, innerhalb dessen die ärztliche Körperwissenschaft von einer oberflächlichen Zeichenkunde zu einer Tiefenschau des Organismus wird. Das Leben wird modern unter dem Zeichen des Todes gedacht, auf den hin der Organismus als entworfen angesehen wird. Das Individuum ist die sterbliche Form des Menschen. Historizität heißt in diesem Zusammenhang die Vorstellung des Lebens unter der Idee des Todes. In *Die Ordnung der Dinge* (1966) fragt Foucault allgemeiner nach der Herkunft unserer Wissensordnung und führt deren Geschichte am Beispiel der Humanwissenschaften über zwei Stadien (Renaissance: Ähnlichkeit, Klassik: Repräsentation) hin zum modernen Wissen in empirisch-transzendentaler Doppelung. Der Mensch weiß sich in Arbeit, Leben und Sprache als Gegenstand zu behandeln und weiß zugleich sich selbst als wissend. Historizität erscheint hier als die ›fundamentale Seinsweise der Empirizität‹, und damit auch als Charakteristikum der Begrifflichkeit selbst, mit der gedacht wird.

Die politische Aufladung der Foucaultschen Wissensgeschichte wird überdeutlich in *Überwachen und Strafen* (1975), das die Debatte um das Gefängnis und um den Sinn der Bestrafung als Freiheitsberaubung zum Einsatzpunkt dafür werden läßt, die Macht als Disziplinarmacht zu the-

matisieren. Das moderne Denken in Kategorien der Delinquenz wird mit erkennbarer Absicht auf gegenwärtig herrschende soziale Verhältnisse rekonstruiert. Historizität ist hier weniger in der erzählten Geschichte selbst thematisch, die den Fortschritt von den peinlichen Strafen zum Zwang der Selbstbeobachtung nachzeichnet. Wenn die Strafgeschichte Geschichte der Seele, nicht unmittelbar des Körpers wird, findet der Historiker von allein zu sozialpolitischen Argumenten: Foucault hat sich nicht nur mit, sondern auch neben seiner wissenschaftlichen Forschung für die Veränderung der Haftbedingungen engagiert.

Brieler ergänzt seine Analysen der großen Werke mit kompetenten Hinweisen auf die vielen erst 1994 in den vier Bänden der *Dits et Ecrits* gesammelten kleineren Schriften und verstreuten Einlassungen Foucaults. Aus diesem noch wenig gründlich gesichteten Material formt er den Historiker Foucault zum politischen Denker um, der sein eigenes Werk beständig kommentiert und reflektiert. Dabei ist die Markierung 1968 sehr stark. Ohne den Kontext der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen von 1968, als Foucault nach langen Jahren in der Provinz erstmals in Paris auftritt, sei keine Foucault-Interpretation möglich, denn nun werde philosophisch-historische Theorie selbst Praxis, finde eine thematische Reorientierung und politische Metamorphose statt; die Reflexion von Machtbeziehungen bleibe keine »theorieimmanente Zwangsläufigkeit«, sondern werde Verarbeitung von aktuellen Erfahrungen, meint Brieler (vgl. 255-267, 429). Brieler betont die einmalige Konjunktur, wie sich die 1968 politisch erhöhten Erwartungen an die Philosophie mit dem Werk Foucaults verband und diesem selbst eine neue, konkret-kritische Bedeutung gab.

Aus den theoretisch »randständigen« Arbeiten des »Außenseiters« Foucaults, der »Normalität« problematisiert, wird durch den »Ereigniseinbruch 1968« ein intellektuelles Unternehmen, das »nur der Form historischer Praxis Existenzrecht zugesteht, die politische Wirkungen erzielt« (293). »Widersprüchlichkeit und Faszination von Foucaults Arbeiten« entdeckt Brieler in der »doppelten Verschränkung von historischer und aktueller Diagnose, von phänomenspezifischer Analyse und gesellschaftlichem Erklärungsanspruch« (303). Hier gewinnt vor allem die Auseinandersetzung mit dem 18. Jahrhundert ein neues Gewicht, weil damals die Mechanismen der modernen Herrschaftsapparate entstehen und zugleich die (auch wissenschaftlichen) Disziplinen, die Gegenstand von Foucaults Ethnologie der europäischen Kultur sind. Neuformulierte Konzepte wie ›Geschichte der Gegenwart‹, Geschichte als ›Gegen-Gedächtnis‹ und ›Gegen-Historie‹ erklären sich aus dem Bemühen, die historische Arbeit in eine nietzscheanisch inspirierte ›Macht-Analytik‹ zu überführen. Im Nachvollzug dieser komplexen Selbstrechtfertigungen Foucaults nach 1968 erliegt Brieler niemals der Gefahr der dogmatischen Vereinfachung; er beläßt seinem Helden Unsicherheiten der eigenen Positionierung, Mehrdeutigkeiten der Reflexion auf das, was Geschichte, Geschichtsdenken und Historie aufeinander bezieht. Brieler kann Foucault in viele Fragment gebliebene Überlegungen und unausgeführte Ansätze im Umkreis der Arbeiten über Disziplinierung (Strafsystem) und Selbstdisziplinierung (Sexualität) folgen, weil er die durchgänge Grundfrage der »Verflechtung von gesellschaftlicher Materialität und diskursiver Realität« (173), des »prekären Problems des Verhältnisses von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken« (346) festhält.

Als abstrakte Erkenntnis formuliert, daß jeder Historiker den zeitgenössischen Charakter seiner Arbeit einsehen sollte, oder als positivistischer Hinweis darauf, daß sozialgeschichtliche Realität auch noch das wissenschaftliche Interesse prägt, wäre der Ertrag von Brieler stupider Foucault-Gelehrsamkeit banalisiert. Seine Leistung, die ihm interessierte Leser aller Disziplinen zuführen sollte, liegt vielmehr in der spannend lesbaren Ausführlichkeit und Intensität des Durchgangs durch ein wenig übersichtliches Werk, das noch die meisten im ersten Anlauf über grundlegende Motive im Unklaren läßt. Foucault als reflektierten Historiker und nicht als philosophisch-willkürlichen Konstrukteur bloß alternativer Geschichtserzählungen zu verstehen, ist niemals ernsthafter und eindringlicher vorgeführt worden.

Ulrich Johannes Schneider, Wolfenbüttel